

Wie eine Feder im Wind

Es waren die Wolken, die mein Herz verschlangen. Es war der Regen, der nicht fallen mochte. Es war der Sturm, der schon seit Stunden tobte. Es waren die Lichter, die in der Ferne schienen. Doch war das Wetter lau, als ich schwebte. Irgendwo dort oben. Ich sah nichts. Niemand sprach zu mir. Die Dunkelheit fraß die Gestalten, hinterließ die Lichter. Wenn jemand jetzt zu mir kommen würde, dann wäre ich auch ein Umriss, dachte ich mir. Ich würde das Eis sein, das behaglich mit den Fingern über die Wege strich. Ich würde der Himmel sein, der Schauplatz für Gut und Böse. Ich würde aber auch das Mädchen sein, das in Eiseskälte am Fenster saß und den Nachthimmel beäugte. Das Mädchen mit dem alten, braunen Pullover, mit den zu breiten Oberschenkeln, mit den zu dünnen Haaren, in einer zu kleinen Welt. Ich würde die vom Winde verblasene Feder sein, welche hinter Silhouetten herjagte, auf der ewigen Suche nach Halt.

Ein Klingelton ertönte. Eine Mahnung an mich, das Licht einzuschalten und weiterzuarbeiten. Diesmal war ich die Dunkelheit, die Ferne ein Teil von mir, als ich neugierig, wie ich war, mit eiskalten Fingern versuchte, den Anhang des Mails zu öffnen. Eigentlich wollte ich ja nicht. Mein Rücken klagte vom Sitzen, meine Augen trännten vom Sehen. Trotzdem wartete ich auf einen Stopp des weißlichen Grauens und des sich immer drehenden Kreises. *Ich saß in einem Zimmer, allein. Meine Ohren schmerzten von den Kopfhörern. Die Maus klickte ununterbrochen unter meinem Finger. Ich starrte auf den Bildschirm, war nicht mehr wirklich da. Neben mir surrte der Drucker eine monotone Symphonie. Stille, Stille, Sturm, Sturm. Was von beiden war es nun?*

Ich verscheuchte die Erinnerung aus meinen Gedanken, versuchte, mich selbst von meiner Tatkräftigkeit zu überzeugen. Aber da war nichts. Nur der Wind, der mir sein Lied zuflüsterte. Wieder konnte ich mich nicht konzentrieren. *Komm mit mir*, rief er trostlos. *Folge mir, geh fort*. Die Kälte brannte nun, ein leichtes Kribbeln auf meinen Backen. Ich folgte. Ich stieg vom Fenstersims und lief auf die von Straßenlaternen beleuchtete Pflastersteinstraße hinaus. Stille. Meine Schritte. Doch der Wind war auch nicht da. Ich lief weiter, blieb nicht stehen. Keuchen. Entfernte Schreie eines wütenden Paares. Mein Gehirn blendete ein Bild von mir ein. Ich, im alten Pullover, mit einer undeutbaren Miene auf dem Gesicht. Es war mir egal. Es war mir alles egal. Ich wollte fündig werden, ich wollte es so sehr.

Hier bin ich, hier bin ich, rief er. Mit seinem Tanz um mein Haar verführte er mich. *Hier bin, hier bin ich*, rief auch meine Seele in die Schwärze hinein. Ich drehte mich um meine eigene Achse, versuchte, nur den Anschein einer Silhouette zu vernehmen. Ich war die Feder. *Heb mich an, bring mich fort*, schrie mein Herz tobsüchtig. *Mach mich glücklich*. Mach mich glücklich? Ich war doch glücklich. Ich erfand die besten Projekte, überzeugte mit den besten Ideen. Ich war glücklich. Glücklich, glücklich, glücklich. Ich erinnerte mich wahrscheinlich nur nicht daran. Der Wind fraß Löcher in meine Haut. Ich fühlte mich nackt. Dennoch setzte ich mich auf das Pflaster der Brücke, auf der ich gerade stand. Ich legte mich rückwärts hin. Hatte mein Herz die Wahrheit gesprochen? Ich hatte doch alles, was ich wollte. Wollen und brauchen war doch dasselbe, oder nicht? Ich zerraupte meine Haare, als ob ich in ihnen die Wahrheit finden würde,

als ein Lied zu mir klang. Die Tränen hörten auf, über meine Backen zu strömen. Jetzt war es still, mein Atem drang langsamer zu mir.

Ich wollte aufstehen, nach ihm suchen, nach ihr schreien, als sich ein kleiner Spatz auf meinen Schoß setzte. Mit schwarzen Knopfaugen beäugte er mich, legte den Kopf schief. Zeit verging, als er sang und ich hörte. Nach einiger Zeit wurde mir klar, dass ich gehen musste. Ich konnte nicht ewig hier sitzen. Morgen würde ich wieder zur Arbeit müssen. Als hätte der Spatz meine Gedanken gelesen, hopste er weg. Ganz eilig hatte er es plötzlich. Er legte nicht mehr den Kopf schief, sondern starrte mir nur mit seinen schwarzen Knopfaugen entgegen. Ich konnte mir vorstellen, wie sie in der Sonne glitzern würden. Ich machte einen einzigen Schritt auf ihn zu. Er flog nicht weg. Vielleicht konnte ich ihn ja mit nach Hause nehmen. Zu diesem Gedanken bückte ich mich. Der Vogel war nun mehrere Meter entfernt. Ich konnte seinen Blick nur noch spüren, seine Augen nicht mehr betrachten. Und dieses eine Mal, dieses eine einzige Mal, war mir mein Selbstbild ein Segen. Denn ich sah mich selbst, wie ich dastand. Versuchend, den Vogel, das Leben zu fangen. Ich rannte und rannte und blieb niemals stehen. Ich schaute nicht, ich rannte. Ich begehrte Ruhm, Erfolg, Schönheit. Ich begehrte Reichtum, Schlauheit, Ehre, sodass alles, was mir blieb, die Gier war. So verstand ich endlich.

Du hast es gefunden, flüsterte der Wind, als sich die ersten Schlieren des Morgengolds am Himmel entlangzogen.